

Hilde Weiss (Hrsg.)

Leben in zwei Welten

Hilde Weiss (Hrsg.)

Leben in zwei Welten

Zur sozialen Integration
ausländischer Jugendlicher
der zweiten Generation



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.



Gedruckt mit Förderung des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft
und Kultur in Wien und der Magistratsabteilung 17 der Stadt Wien, Integrati-
ons- und Diversitätsangelegenheiten.

Die Forschung wurde mit den Mitteln des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen For-
schung, Wien (FWF-Projekt P16476-G04) gefördert und am Institut für Soziologie der Univer-
sität Wien durchgeführt.

1. Auflage März 2007

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2007

Lektorat: Monika Mülhausen / Tanja Köhler

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspei-
cherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem
Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche
Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten
wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-15438-1

Inhalt

| | |
|----------------------|----------|
| Vorwort | 9 |
|----------------------|----------|

Hilde Weiss

| | |
|---|-----------|
| 1 Wege zur Integration? Theoretischer Rahmen und Konzepte der empirischen Untersuchung | 13 |
|---|-----------|

| | |
|--|----|
| 1.1 Gibt es Kriterien der „gelungenen“ Integration? Zum theoretischen Rahmen | 13 |
| 1.2 Die Dimensionen: Forschungsansätze und Indikatoren | 16 |
| 1.3 Identifikation und emotionale Zugehörigkeit – die „Endstation“ des Integrationsverlaufs? | 22 |
| 1.4 Stichprobe und Methode | 25 |
| 1.5 Literatur | 30 |

Hilde Weiss

| | |
|--|-----------|
| 2 Sozialstrukturelle Integration der zweiten Generation | 33 |
|--|-----------|

| | |
|---|----|
| 2.1 Platzierung in Bildung und Beruf – Schlüssel zur Integration | 33 |
| 2.2 Die sozialen Startbedingungen..... | 35 |
| 2.3 Bildungs- und Berufsmobilität: Statusvererbung oder Aufstieg? | 39 |
| 2.4 Übergänge und Risiken: Berufsindikatoren | 47 |
| 2.5 Blockierte Bildungschancen: die Rolle struktureller, ethnischer und sozialer Faktoren | 53 |
| 2.6 Zusammenfassung und Diskussion | 61 |
| 2.7 Literatur | 63 |
| 2.8 Anhang..... | 65 |

Anne Unterwurzacher

| | |
|--|-----------|
| 3 „Ohne Schule bist du niemand!“ – Bildungsbiographien von Jugendlichen mit Migrationshintergrund | 71 |
|--|-----------|

| | |
|--|----|
| 3.1 Problemaufriss und Fragestellungen | 71 |
|--|----|

| | | |
|-----|--|----|
| 3.2 | Theoretischer Hintergrund und Forschungsergebnisse | 73 |
| 3.3 | Rekonstruktion der Bildungsbiographien | 78 |
| 3.4 | Zusammenfassung | 92 |
| 3.5 | Literatur | 94 |

Hilde Weiss und Robert Strodl

| | | |
|----------|---|-----------|
| 4 | Soziale Kontakte und Milieus – ethnische Abschottung oder Öffnung? Zur Sozialintegration der zweiten Generation..... | 97 |
| 4.1 | Einleitung: Theoretische Relevanz des Netzwerks | 97 |
| 4.2 | Hintergründe und Determinanten der Freundschaftswahlen..... | 99 |
| 4.3 | Kontaktwahl – eine Folge von Tradition, Diskriminierung oder der sozialen Position?..... | 105 |
| 4.4 | Sozial-kulturelle Milieus..... | 113 |
| 4.5 | Sozialisation und Re-Ethnisierung? | 116 |
| 4.6 | Milieufolgen – Isolation oder Wunsch nach Separation? Zur Integrations- und Assimilationsbereitschaft..... | 120 |
| 4.7 | Zusammenfassung | 125 |
| 4.8 | Literatur | 126 |
| 4.9 | Anhang..... | 128 |

Patrizia Gapp

| | | |
|----------|---|------------|
| 5 | Konflikte zwischen den Generationen? Familiäre Beziehungen in Migrantenfamilien | 131 |
| 5.1 | Einleitung: Auswirkungen der Migration auf die Identität der Jugendlichen?..... | 131 |
| 5.2 | Erziehung und Konflikt: Eltern-Kind Beziehungen..... | 135 |
| 5.3 | Elterliche Verbote und Wahrung kultureller Traditionen | 140 |
| 5.4 | Kulturkonflikt in der Familie – auch ein Konflikt der kollektiven Zugehörigkeit? | 142 |
| 5.5 | Ursachen der subjektiven Marginalität – zur Rolle innerfamiliärer Spannungen, kultureller Orientierungen und Aufstiegserwartungen . | 147 |
| 5.6 | Zusammenfassung | 149 |
| 5.7 | Literatur | 150 |
| 5.8 | Anhang..... | 151 |

Hilde Weiss und Moujib Wittmann-Roumi Rassouli

6 Ethnische Traditionen, religiöse Bindungen und „civic identity“155

| | | |
|-----|--|-----|
| 6.1 | Tradition und Religion im Integrationsdiskurs | 155 |
| 6.2 | Traditionalismus: Geschlechtsrolle, Moral und Autorität | 157 |
| 6.3 | Religiosität im Kontext traditioneller Orientierungen | 161 |
| 6.4 | Islam – ein Grund für Zwiespalt der Werte?..... | 164 |
| 6.5 | Civic Identity: Fundamentalismus, Antisemitismus und Demokratieorientierung | 171 |
| 6.6 | Zusammenfassung | 183 |
| 6.7 | Literatur | 184 |
| 6.8 | Anhang..... | 187 |

Hilde Weiss

7 Die Identifikation mit dem Einwanderungsland – das Ende des Integrationsweges?189

| | | |
|-----|---|-----|
| 7.1 | Zugehörigkeit, Identität und Akkulturation | 189 |
| 7.2 | Ethnische Zugehörigkeit – Österreich als Heimat?..... | 190 |
| 7.3 | Zugehörigkeitsgefühle im Kontext von Wertorientierung und Elternhaus | 195 |
| 7.4 | Die Wege zur Integration..... | 199 |
| 7.5 | Zusammenfassung | 211 |
| 7.6 | Literatur | 213 |
| 7.7 | Anhang..... | 215 |

Mouhanad Khorchide

8 Die Bedeutung des Islam für Muslime der zweiten Generation217

| | | |
|-----|---|-----|
| 8.1 | Einleitung..... | 217 |
| 8.2 | Islam in Österreich..... | 219 |
| 8.3 | Exkurs: Fundamentalismus, Islamismus, Extremismus | 221 |
| 8.4 | Muslimische Jugendliche der zweiten Generation: Stichprobe und Methode | 222 |
| 8.5 | Typen religiöser Bindungen..... | 223 |
| 8.6 | Muslimische Jugendliche und Geschlechtsrollen..... | 235 |
| 8.7 | Muslimische Jugendliche und Gewalt | 239 |
| 8.8 | Resümee..... | 242 |

| | | |
|------|---|------------|
| 8.9 | Literatur | 243 |
| 8.10 | Anhang..... | 244 |
| | Kurzbiografien der AutorInnen..... | 245 |

Vorwort

Das Thema der Zuwanderung zieht sich seit den 80er Jahren wie ein roter Faden durch Politik und Medienberichte, den rechtspopulistischen Parteien in Europa hat es zu einem enormen Aufschwung verholfen. Gewalttaten, Mord- und Brandanschläge gegen Angehörige ausländischer Minderheiten treten in den verschiedenen europäischen Ländern immer wieder auf. Seit den Terroranschlägen in New York, vor allem aber seit den Anschlägen und Unruhen in europäischen Städten – Madrid, London, Amsterdam und Paris – hat sich der Gewaltdiskurs in der Öffentlichkeit jedoch umgekehrt: die „gescheiterte Integration“ der ZuwanderInnen¹, aber auch der zweiten und dritten Generation, ist zu einem beherrschenden Thema geworden. Begriffe wie Parallelgesellschaft und Ausländer-Ghettos prägen zunehmend die Vorstellungen, vor allem wenn von muslimischen Jugendlichen die Rede ist.

Die Probleme von heute gründen aber größtenteils in den Problemen von gestern: Die Länder Westeuropas nahmen nach dem zweiten Weltkrieg aufgrund des Arbeitskräftemangels ausländische Arbeitskräfte auf, entsprechend dem historischen Hintergrund der jeweiligen Länder stammten sie aus den verschiedensten Herkunftsgebieten. Trotz nationaler und kultureller Heterogenität waren es aber überwiegend gering qualifizierte Arbeitskräfte, die im Niedriglohnsektor arbeiteten, in den billigen Vierteln wohnten und bald überall als Problemgruppen angesehen wurden. Ausländerpolitik war in vielen europäischen Ländern lange Zeit hindurch „Gastarbeiterpolitik“, besonders in Deutschland, der Schweiz und Österreich bezog sie sich vornehmlich auf Fragen der Regulierung des Zuzugs und auf den Schutz der Arbeitsmärkte, nicht aber auf langfristige Strategien der Integration der MigrantInnen und ihrer Kinder in die Gesellschaft. So sah man sich in Österreich in den 90er Jahren mit relativ großen Zahlen an Zuzug und Einbürgerungen konfrontiert, während parallel dazu keine Modelle im Sinne von geplanten Schritten zur Eingliederung entwickelt wurden, etwa für die schulische Ausbildung der Kinder, für angemessene Regeln des Zugangs der MigrantInnen zum Arbeitsmarkt (diese wurden in Öster-

¹ Wir bitten um Verständnis dafür, wenn die geschlechtsneutrale Schreibweise aus technischen Gründen fallweise nicht aufscheint, z.B. in Tabellen, Originalwiedergaben oder bei Funktionsbegriffen.

reich erst 2002 gelockert) und für gesellschaftliche Teilhabe. Integrationspolitik im Sinne eines Modells der schrittweisen Eingliederung, d.h. als ein Bündel aufeinanderbezogener Strategien mit dem Ziel einer möglichst reibungslosen und raschen Integration, die sich auf die Familie und ihre Zukunft, also auch auf die nachziehenden und schon im Aufnahmeland geborenen Kinder bezieht, war kein ernsthaftes Thema.

Seit den Unruhen der Jugendlichen in den Pariser Vorstädten, seit dem Auftreten einzelner terroristischer Gewaltakte, gerät die zweite Generation der Eingewanderten plötzlich ins Blickfeld der „Integrationsproblematik“. Unter dieser neu erwachten Aufmerksamkeit erscheinen die national sehr unterschiedlichen Wege zur Integration von MigrantInnen nicht nur in einzelnen Ländern, sondern selbst auf europäischer Ebene als gescheitert. Zu Recht wird seitens der Forschung darauf hingewiesen, dass solche Diagnosen vorschnell sind und zu Pauschalierungen führen, die tendenziell bestehende Vorurteile verstärken.

Die empirische Migrationsforschung hat Integration seit langem aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet und das Augenmerk auf wichtige Indikatoren der gesellschaftlichen Teilhabe, z.B. Chancen und Risiken am Arbeitsmarkt und am Wohnungsmarkt, gerichtet. Darstellungen der Defizite in diesen verschiedenen Lebensbereichen gibt es in großer Fülle. Daneben gibt es aber auch zahlreiche Hinweise auf Entwicklungen, die weniger beachtet wurden und Klischees und Verallgemeinerungen widerlegen: etwa der Rollenwandel in der Familie von ImmigrantInnen durch die Erwerbstätigkeit der Frau; oder die besonders von den Mädchen und jungen Frauen genutzten Chancen des Bildungszugangs. Während die ältere Migrationsforschung vorwiegend die Defizite der ersten Generation beschreibt, zeigt die neuere internationale Forschung nun auch positive Folgen auf und belegt, dass die zweite Generation durchaus in der Lage war und ist, Migration als Chance wahrzunehmen und die vorgefundenen Möglichkeiten in der Aufnahmegesellschaft zu nützen.

So zeigt sich heute insgesamt ein zwiespältiges Bild – auf der einen Seite die „Verlierer“ der Migration, Jugendliche im Abseits der Gesellschaft, bildhaft präsent in den Aufständen in den Pariser Vororten. Auf der anderen Seite die „Migrationsgewinner“, die z.B. eine akademische Ausbildung absolviert haben und in Bereichen der Kultur, Wirtschaft oder Politik erfolgreich tätig sind. Daneben gibt es aber auch das Bild einer nur äußerlich angepassten Jugend, die zwar weniger materiell, aber psychisch frustriert ist; die „zwischen den Kulturen“ lebt und sich nirgendwo zugehörig fühlt (wie dies im Bild des „marginal man“ schon in der frühen Migrationsforschung als Scheitern der Assimilation beschrieben wurde). Auch die „unauffällige“ zweite Generation gerät heute unter Loyalitätsverdacht; es wird bezweifelt, dass sie sich die demokratischen Werte und die Normen moderner Gesellschaften zu Eigen gemacht hat.

Im vorliegenden Band sollen Ergebnisse einer repräsentativen empirischen Forschung über die Lebensverhältnisse, Wertorientierungen und sozialen Identitäten der zweiten Generation in Österreich geschildert werden.

Während es eine Vielzahl von Einzelstudien über die verschiedenen Aspekte der Integration gibt, soll hier anhand detaillierter Analysen zentraler Lebensbereiche ein umfassendes Bild zur Integration der Jugendlichen gewonnen werden. Integration wird hier weder allein an objektiven Faktoren, wie Platzierung in Bildung und Beruf, bestimmt, noch lediglich an subjektiven Faktoren, wie nationale Identifikation oder kulturelle Gewohnheiten. Auch im internationalen Vergleich sind umfassende Analysen, in denen die verschiedenen Dimensionen von Integration auf Basis einer verlässlichen Stichprobe untersucht werden und, wie hier angestrebt wird, auch hinsichtlich ihrer komplexen Zusammenhänge analysiert werden, nicht sehr zahlreich.

Im Folgenden soll ein kurzer Hinweis zum Aufbau des Buchs und zu den Inhalten der einzelnen Kapitel gegeben werden.

Kapitel 1 diskutiert die Dimensionen von Integration sowie die zentralen Fragestellungen und zeigt den theoretischen Rahmen auf, an den sich die empirischen Analysen ausrichten.

Kapitel 2 setzt den Schwerpunkt auf die strukturelle Integration: auf die soziale Platzierung, Bildungs- und Berufsmobilität: Ist der zweiten Generation ein sozialer Aufstieg gelungen? Bei wie vielen hat sich ein niedriger Status der Eltern „vererbt“? Welche Probleme findet die zweite Generation im Vergleich zu den Einheimischen beim Übergang in den Beruf vor?

Kapitel 3 befasst sich vor allem mit dem Bildungszugang. Bildungsbiografien werden in der Spannung zwischen sozialer Benachteiligung und ethnischer Subkultur untersucht.

Kapitel 4 befasst sich mit sozialer Integration; es werden Analysen zur Struktur von Kontaktkreisen und Milieus durchgeführt: Welche Einflüsse hat das elterliche Milieu auf Freundschaftswahlen und Lebensstile der Jugendlichen? Wie viele Jugendliche leben tatsächlich in einem ethnisch abgeschotteten Lebensraum?

Kapitel 5 setzt den Schwerpunkt auf Generationenbeziehungen, Konflikte und Identitätsprobleme der Jugendlichen.

Kapitel 6 befasst sich mit kultureller Integration und untersucht die Bedeutung religiöser Bindungen und traditioneller Werte im Kontrast zu den „modernen“ Werten der civic identity.

Kapitel 7 thematisiert kollektive Identität(en) im Spannungsfeld zwischen ethnischer (Herkunfts-)Zugehörigkeit und emotionaler Identifikation mit dem Einwanderungsland Österreich.

Kapitel 8 analysiert auf Basis einer speziellen Untersuchung an muslimischen Jugendlichen Wiens die religiösen Einstellungen und präsentiert eine differenzierte Typologie zwischen den Polen säkular offener und fundamentalistischer bzw. extremistischer Haltungen.

Eine besondere Problematik, der sich jede empirische Forschung über die so genannte zweite Generation gegenüber sieht, liegt in der mangelnden statistischen Datenlage und im nicht allzu leichten Zugang zu dieser Gruppe. Da in Österreich sowohl Eltern als auch Jugendliche in den Registern nicht mehr als AusländerInnen aufscheinen, sobald sie eingebürgert sind, gestaltet sich die Erstellung einer Stichprobe schwierig; auch die absoluten Zahlen können daher nur geschätzt werden (über Definition und das hier gewählte Vorgehen zur Stichprobenauswahl wird in Kapitel 1.4 genauer berichtet).

Besonderer Dank gilt daher Dr. Gert Feistritzer (Institut für empirische Sozialforschung in Wien), der mit viel Engagement und Geduld für die Erstellung einer qualitätsvollen Stichprobe gesorgt hat und die Feldarbeit der quantitativen Untersuchung geleitet hat; unter seiner Mitwirkung wurde der Fragebogen in Pretests wiederholt auf Verständlichkeit hin geprüft und in mehreren Phasen überarbeitet.

Schließlich dankt das WissenschaftlerInnen-Team – es besteht aus den AutorInnen der Kapitel dieses Bandes – auch Frau Aida Ugljanin für die Assistenz bei der Buchproduktion und allen studentischen MitarbeiterInnen, die bereit waren, im Rahmen von Lehrveranstaltungen oder allein aufgrund ihres Interesses sich an der Forschung zu beteiligen. Dank soll nicht zuletzt auch allen Jugendlichen ausgesprochen werden, die Interesse an dem Thema hatten und bereit waren, in den Interviews Einblick in ihr Leben zu geben.

Die Studie wurde vom Österreichischen Fonds zur Förderung der Wissenschaften (FWF) finanziell gefördert und am Institut für Soziologie der Universität Wien durchgeführt.

Hilde Weiss

1 Wege zur Integration? Theoretischer Rahmen und Konzepte der empirischen Untersuchung

Hilde Weiss

1.1 Gibt es Kriterien der „gelungenen“ Integration? Zum theoretischen Rahmen

Was unter Integration von MigrantInnen zu verstehen sei, darüber finden nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch in den Sozialwissenschaften Auseinandersetzungen statt. Was ist eine gelungene Integration? Können überhaupt Maßstäbe entwickelt werden, an denen dies abgelesen werden kann? Die Anpassung an eine fremde Umwelt wird – wie die Fülle von Forschungen zeigt – aus einer Vielzahl von Perspektiven betrachtet. In den Untersuchungen werden jeweils spezifische Problemlagen herausgegriffen, z.B. kognitive Neuorientierung und psychische Prozesse, die materielle Lage, die Hindernisse auf dem Weg zu sozialer Anerkennung und Aufstieg. In den früheren Ansätzen der amerikanischen Migrationsforschung wurde besonders der kulturellen Umorientierung ein großer Raum gegeben (vgl. Park 1928; Gordon 1964, 1975); erst in den späteren Forschungen, die sich mit den neueren Formen der Arbeitsmigration und ihren Folgen befassen, wird die Frage des Integrationsverlaufs auch von anderer Seite gestellt: Wie sind die Teilhabechancen, die die Aufnahmegesellschaft bietet, beschaffen, um im beruflichen und sozialen Leben zu bestehen und sich behaupten zu können? Die strukturellen Determinanten des Handlungsrahmens, wie Zugang zum Arbeitsplatz, zu den sozialen Systemen, zu den Bildungsinstitutionen, werden in enger Beziehung zu den Intentionen und individuellen Anpassungsleistungen gesehen (vgl. Esser 2001; Nauck 1999).

Da die Auswirkungen der Migration auch die nachfolgenden Generationen erfassen, wurde der Akkulturationsprozess seit jeher in eine langfristige, die Generationen umspannende Perspektive gestellt. Die typischen Probleme der zweiten Generation werden in der kulturellen Spaltung, im „Leben zwischen den Kulturen“ gesehen. Die Vorstellungen über die Bewältigung dieses Konflikts bewegten sich lange Zeit in einer Dichotomie: Entweder gelingt es der zweiten bzw. dritten Generation, in der Mehrheitsgesellschaft sozial und kulturell aufzugehen („Assimilation“), oder sie kann sich nicht aus dem Herkunftsmilieu lösen und bleibt den ethnischen Traditionen verhaftet („Segmentation“).

Obwohl man sich vom Bild einer innerlich gespaltenen, ambivalenten Generation und ihrer problematischen Identität („Identitätsdiffusion“, „Identitätsverlust“) weitgehend gelöst hat, nimmt die These des Aufwachsens und Lebens im Zwiespalt der Kulturen nach wie vor in den Forschungen einen großen Stellenwert ein.

Die „gescheiterte“ Integration ist offenbar leicht an einigen auffälligen Symptomen zu erkennen. Wenn die Jugendlichen in den Einwanderer-Vierteln verbleiben, wenn sie aufgrund ihrer geringen Qualifikationen häufig arbeitslos sind und Frustrationen in den für Jugendliche typischen Aggressionen – Vandalismus, kriminelle Delikte – ausleben, dann wird die ethnische Gruppe meist zum negativen Symbol von Zuwanderung schlechthin. Nachdem Forschungen aber auch auf Tendenzen einer bewussten ethnischen Rückorientierung der zweiten Generation und auf verbreitete ethnische Schließungsprozesse hingewiesen haben (z.B. Heitmeyer, Müller und Schröder 1997), rückt die Thematik des Zwiespalts der Kulturen wieder stärker ins Zentrum. Auch wenn man sich darüber einig ist, dass Bildungs- und Berufserfolge eine entscheidende Rolle spielen, spitzt sich die Diskussion darauf zu, ob Integration als „normative Assimilation“, d.h. als Anpassung an Werte und Normen der Aufnahmegesellschaft, zu begreifen sei, oder als sozioökonomische Anpassung (vgl. Keckes 2000; Esser 2004; Berry 1990).

Ist das Festhalten an ethnisch geprägten kulturellen Gewohnheiten eine Barriere für Integration? Wo liegt die Grenze zwischen notwendiger kultureller Anpassung („Kulturation“), um im Berufs- und Alltagsleben bestehen zu können), und „Assimilation“? Daran knüpfen sich allerdings auch grundlegende Fragen, wie: Gibt es überhaupt eine homogene Kultur in der modernen pluralen Gesellschaft? Integrieren sich moderne Gesellschaften überhaupt noch durch Werte und welche Rolle spielen sie überhaupt (noch) in der Moderne? Unterschiedliche Diagnosen der globalisierten Gesellschaft führen dementsprechend zu divergierenden Einschätzungen der Migration und ihrer kulturellen Folgen.

Solche Fragen sind in einer empirischen Forschung sicherlich nicht zu klären. Betrachtet man die Fülle von Literatur zu den geschilderten Themen, so kann nur eine Auswahl aus diesen Aspekten getroffen werden. Welche Dimensionen in der vorliegenden Forschung als zentral betrachtet werden und welche konkreten Indikatoren ausgewählt werden, soll im folgenden Überblick dargestellt und begründet werden.

Zur Begriffsverwendung ist festzuhalten, dass Integration hier nicht in einem umfassenden Sinn, als Gesamtdiagnose, verstanden wird. Integration ist ein multidimensionales Konzept, Erfolge und Misserfolge können von verschiedenen Blickpunkten her betrachtet werden. In dieser Untersuchung standen die folgenden Dimensionen bzw. Lebensbereiche im Mittelpunkt: Positionen in

Bildung und Beruf, sozialer Auf- oder Abstieg im Generationenvergleich (strukturelle Dimension), Freundschaftsbeziehungen und Milieus (soziale Dimension), Werte und ethnische Orientierungen (normative Dimension) und schließlich Zugehörigkeitsgefühle und soziale Identität (Identifikation).

Jede der geschilderten Dimensionen ist somit ein Aspekt eines überaus komplexen Musters. Auf jeder können unterschiedliche Positionen eingenommen werden, z.B. guter oder schlechter Bildungserfolg, mehr oder weniger berufliche Gratifikationen, ausschließlich eigenethnische Kontakte oder gemischte Lebenswelten. Keine dieser Positionen muss aber eine andere zwingend ausschließen. Die Dimensionen können – je nach theoretischer Auffassung – auf unterschiedliche Weise miteinander verknüpft werden: Die Frage kann etwa lauten: Auf welche Weise beeinflussen das soziale Verhalten (Kontakte, Netzwerke) oder normative Orientierungen die sozioökonomische Platzierung? Oder umgekehrt, trägt die strukturelle Position zur sozialen und normativen Integration bei?

Integrationstheorien, die kausale Beziehungen postulieren, sind dann auch gezwungen, Annahmen über Beginn und Endpunkt, also über Prozessverläufe und somit über die Priorität einer dieser Dimensionen der Akkulturation zu treffen. Ist die Endstation des Prozesses die kulturelle Anpassung, die Identifikation mit dem Aufnahmeland, die soziale Öffnung in den Kontakten oder die Angleichung an die Schichtstruktur der Gesellschaft, also der Bildungserfolg und sozialer Aufstieg? Die Annahme eines kausalen Prozessverlaufs schließt zumeist eine Debatte über die Begriffe Integration und Assimilation, also über die Frage „Wieviel kulturelle Anpassung ist notwendig?“ ein; diese Debatte soll hier aber nicht geführt werden. Kulturelle Anpassung zeigt sich schließlich in vielen Formen, etwa in der Einstellung zu demokratischen Regeln oder daran, wie die verschiedenen Elemente der Herkunftskultur im eigenen Lebensstil Platz finden, welche Lebensmuster entwickelt werden. Sie wäre nur an einer Vielzahl von Merkmalen abzulesen, wenn nicht ein verzerrtes oder simplifiziertes Bild gegeben werden soll.

Die Integration der zweiten Generation, über die hier in den einzelnen Kapiteln berichtet wird, wird daher aus verschiedenen Perspektiven dargestellt. Die heterogenen Realitäten Jugendlicher verschiedener Herkunftsländer und Kulturen werden in den Analysen ihrer Lebensverhältnisse, soziokulturellen Milieus und sozialen Identitäten beschrieben. Jeder dieser Bereiche stellt für sich eine komplexe Thematik dar; daher werden innerhalb der einzelnen Problemfelder auch die kontroversen Thesen diskutiert und geprüft. Schließlich sollen auch spezielle Annahmen über das Zusammenwirken der Integrationsdimensionen auf empirischer Basis geprüft werden. Während Anpassungsprozesse in der Literatur häufig in Form von Typologien rekonstruiert werden, soll hier versucht

werden, anhand multivariater Analysen (z.B. Pfadmodelle) ein Licht auf Stationen und Wege der Integration zu werfen.

Der folgende Überblick stellt dar, auf welche Dimensionen sich die Untersuchungen beziehen und durch welche Indikatoren sie repräsentiert sind; zugleich wird kurz geschildert, welche Fragestellungen aufgeworfen werden.

1.2 Die Dimensionen: Forschungsansätze und Indikatoren

Strukturelle Integration: sozialer Aufstieg der zweiten Generation?

Untersuchungen, die sich mit der sozioökonomischen Dimension von Integration befassen, stellen die Probleme der Arbeitsmarktintegration in unterschiedliche Kontexte: in den Rahmen der Arbeitsmarkt- und Integrationspolitik eines Landes, in die Perspektive der Einstellung der Bevölkerung (Diskriminierung, ethnische Stereotype) oder in den Kontext der Nachfrage am Arbeitsmarkt. Welche Fähigkeiten und Qualifikationen („Humankapital“) die MigrantInnen vorweisen, wie sich z.B. Bildungs- und Aufstiegs motivation auf die Chancen der zweiten Generation am Arbeitsmarkt auswirken, ist Gegenstand vieler Forschungen. Dieser Ansatz bezieht die strukturelle Angebotsseite der Aufnahmegesellschaft ebenso ein wie die Voraussetzungen, Intentionen und Handlungen seitens der MigrantInnen. So ist es durchaus entscheidend, über welche Ressourcen MigrantInnen verfügen, sei es in Form beruflicher Qualifikation (Bildung, Berufsstatus im Herkunftsland) oder sozialer Netzwerke (Kontakte in der ethnischen Gemeinschaft, im Familienverband), aber auch, welche Akkulturationsstrategien – „assimilative“ oder „separatistische“ – sie verfolgen.

Die Inklusion in die zentralen Bereiche (Teilsysteme) der Gesellschaft liefert nach Esser (1980, 2001) generell das Kriterium zur Einschätzung von Integration schlechthin; die Inklusion am Arbeitsmarkt – die nur über erfolgreiche Bildungspartizipation möglich ist – ist jedoch der Kernbereich. An die berufliche Position, die entscheidende Ressourcen wie Einkommen und soziales Ansehen determiniert, sind die Entwicklungsmöglichkeiten in anderen Lebensbereichen gekoppelt. Bildungs- und Berufspositionen sind aus dieser Warte die zentralen Ausgangspunkte, die weitere Integrationswege in Gang setzen oder abbrechen lassen.

Die „Gastarbeiter-Migration“ hat nicht nur die strukturelle Lage der ersten Generation geprägt – in Österreich war die Mehrzahl im sekundären, niedrig qualifizierten Arbeitssektor beschäftigt (vgl. Biffl 2003) –, sondern auch die Lebenslage der Heranwachsenden nachhaltig beeinflusst, sei es aufgrund unklarer Zukunftsperspektiven, mit der Folge normativer Unsicherheit und Ferne zum

heimischen Bildungssystem, sei es aufgrund materieller Einschränkungen, wie schlechte Wohn- und Lernbedingungen. Trotz der nachteiligen Startchancen gilt der soziale Aufstieg als normativer Maßstab, an dem der Integrationserfolg der zweiten Generation gemessen wird, die Verfestigung der niedrigen sozialen Position im Generationsverlauf gilt dagegen als Scheitern. Dies gilt aus der Sicht der Betroffenen selbst, weil das Migrationsziel, die soziale und materielle Besserstellung zumindest der Nachkommen, nicht erreicht wurde (vgl. Wilpert 1980); aus gesellschaftlicher Sicht, weil aus dem blockierten Aufstieg der Jugendlichen ein Potential für Aggression und soziale Spannungen entsteht (wie in den Pariser Jugendrevolten 2005 manifest wurde). Eine dauerhafte ethnische Unterschichtung – „neo-feudale“ Segmentation – würde aus soziologischer Sicht auch die gesamte Struktur der Gesellschaft nachteilig verändern, z.B. durch segmentierte Arbeits- und Wohnungsmärkte (Hoffmann-Nowotny 1973; Esser 2001).

Empirische Untersuchungen gehen daher der Frage nach, welche Voraussetzungen notwendig sind, um eine „ethnische Unterschicht“ zu verhindern. Die Zugangs- und Erfolgchancen der zweiten Generation im Bildungssystem und am Arbeitsmarkt werden von verschiedenen Seiten her beleuchtet: Studien befassen sich mit den Selektionsmechanismen des Bildungssystems und verfolgen die Auswirkungen der sozialen und rechtlichen Rahmenbedingungen der Integration der ersten Generation auf die Bildungs- und Berufserfolge der Kinder (z.B. Reitz 1998; zur Bildungssituation in Österreich vgl. Herzog-Punzenberger 2003). Ebenso werden Bildungserfolge bzw. Misserfolge aus sozialisationstheoretischer Sicht untersucht: Erklären Erziehungsstile und Sozialisation den unterschiedlichen Bildungserfolg zwischen Mehrheit und Minderheit, aber auch zwischen den Minderheiten (vgl. Hagendoorn, Veenman und Vollenbergh 2003)? Gibt es herkunftsspezifische Problemlagen, wie die soziale Situation oder die Diskriminierung bestimmter ethnischer Gruppen?

Die strukturelle Integration in Bildung und Beruf nimmt daher auch in der vorliegenden Studie einen wesentlichen Platz ein und ist Ausgangspunkt weiterführender Analysen. Es werden die sozialen Platzierungen der zweiten Generation in Relation zu den einheimischen Jugendlichen sowie in Relation zur Lage der Eltern beschrieben. Der Vergleich mit der österreichischen Kontrollgruppe ist nicht nur ein wichtiger Maßstab für die Einschätzung der Situation, sondern ermöglicht es auch, die Ursachen von Bildungserfolg und Misserfolg zu untersuchen. Das schlechtere Abschneiden der zweiten Generation im Vergleich zu autochthonen Jugendlichen wird häufig auf eine defizitäre Sozialisation im Elternhaus zurückgeführt, unklar ist allerdings, ob Defizite durch kulturelle Differenzen – also durch die spezifischen Sozialisationsmuster und normativen Orientierungen der ethnischen Subkultur – hervorgerufen werden oder durch die

Schichtzugehörigkeit der Eltern, die in der vorliegenden Untersuchung nahezu ausschließlich im Zuge der Arbeitsmigration zugewandert sind. Die soziokulturelle Umwelt der Jugendlichen nimmt daher einen wichtigen Raum in den Analysen ein; sie wird durch Merkmale wie Bildungs- und Berufsstatus der Eltern, die ethnische oder assimilative Orientierung des Elternhauses (z.B. Sprachkenntnisse der Eltern, Sprache zu Hause, Traditionsbindung) und das ethnische Umfeld (AusländerInnenanteil in Wohnumgebung und Schule) beschrieben.

Ein weiterer Schwerpunkt im Bereich der strukturellen Integration ist der Übergang vom Bildungssystem in den Arbeitsmarkt: Welche Rolle spielen die Bildungsqualifikationen für die berufliche Positionierung? Wie gestaltet sich der Eintritt in den Arbeitsmarkt im Vergleich zu den einheimischen Jugendlichen, gibt es gravierende Unterschiede in entscheidenden beruflichen Indikatoren, wie Arbeitslosigkeit oder Arbeitsverträge? Sind spezifische Risiken und Benachteiligungen auf die ethnische Herkunft zurückzuführen?

Soziale Integration: Kontakte und Milieus

Während Bilder wie das Leben „in der Parallelgesellschaft“ die Jugendlichen (und ihre Eltern) in räumlich und sozial ausgegrenzten Räumen sehen, liegt die Realität, wie empirische Studien zeigen, bei der Mehrzahl der Jugendlichen zwischen den beiden Polen: Weder gänzlich „assimiliert“, noch gänzlich dem Milieu der Eltern verhaftet, entwickeln sie eigenständige Lebens- und Freizeitstile, die zu einer starken innerethnischen Ausdifferenzierung der Milieus geführt haben (vgl. Auernheimer 1998; Schwann 2002); auch die ethnischen Grenzen nivellieren sich im Freizeitverhalten (vgl. Münchmeier 2000; Boos-Nünning und Karakasoglu 2004). Die Lebensstile gestalten sich im Rahmen sozialer Kontakte und Netzwerke, daher ist die ethnische Struktur von Freundschaftsbeziehungen und Partnerschaften in vielen empirischen Untersuchungen der Fokus, in dem die Lebensstile und Milieus der Jugendlichen der zweiten Generation beschrieben werden.

Die Konzentration von Freundschaften in der eigenen Herkunftsgruppe gilt in den dominierenden Theorien als Indiz eines (freiwilligen oder unfreiwilligen) ethnischen Rückzugs, mit der Gefahr einer starken Entfremdung von der Einwanderungsgesellschaft. In Theorien und Typologien nehmen Freundschaftskontakte daher seit jeher einen zentralen Stellenwert ein. Die Bereitschaft, Kontakte zu „anderen“ aufzunehmen, wird als wichtiger Aspekt subjektiver Anpassungsstrategien gesehen und mit der Bereitschaft zur Integration gleichgesetzt; auch wenn jemand seine kulturellen Gewohnheiten, wie Kleidung oder Bräuche, nicht aufgeben möchte, sind doch die interethnischen Beziehungen für die Integ-

ration entscheidend (vgl. Berry 1990). Die Studien zeigen allerdings, dass die Realisierung der Kontakte keineswegs nur von ethnischen Präferenzen abhängt, sondern auch von Opportunitäten und sozialen Barrieren. Die Kontaktmöglichkeiten im sozialen Umfeld (ethnische Struktur des Wohngebiets und der Schulen) spielen ebenso eine Rolle wie Diskriminierung oder Zurückweisung seitens der einheimischen Jugendlichen. Aus dieser Perspektive rücken Fragen freiwilliger oder unfreiwilliger Segregation, empfundener Anerkennung oder Ablehnung in den Vordergrund.

Die empirischen Untersuchungen decken eine Vielzahl von Faktoren für das Zustandekommen eigenethnischer oder gemischter Kontaktkreise auf, eine wesentlich Rolle spielen kulturspezifische Normen: Viele türkischstämmige Jugendliche konsumieren keinen Alkohol und meiden daher Geselligkeiten mit einheimischen Gleichaltrigen; Mädchen, die sich an traditionelle Geschlechterrollen gebunden fühlen, verbringen größtenteils ihre Freizeit zu Hause. Da Freundschaftsbeziehungen aber vor allem auf emotionalem Austausch beruhen, gründen sie in den Ähnlichkeiten von Erfahrungen und Empfindungen – die Migrationsgeschichte ist ein solcher gemeinsamer Hintergrund –, so dass trotz Bereitschaft zu interethnischen Kontakten letztlich häufiger eigenethnische Freundschaften eingegangen werden.

Aus realistischer Sicht sprechen also gute Gründe für das Eingehen eigenethnischer Freundschaftskontakte. Dennoch gilt in der Literatur ein interethnisches Beziehungsnetz als der eigentliche Schritt zur Herstellung eines „normalen“ Lebens in der Einwanderungsgesellschaft. An den sozialen Kontakten, besonders an Freundschaften und Partnerschaft, werde mehr oder minder erst objektiv ersichtlich, ob es gelungen ist, Beziehungen zur sozialen Umwelt herzustellen. Die Kontaktstrukturen stellen praktisch in allen Integrationstheorien den zentralen Maßstab gelungener Sozialintegration dar; in manchen bedeuten sie noch mehr, indem sie als Verbindungsglied zur kulturellen Anpassung gesehen werden (vgl. Esser 2001, 2004).

Auch in dieser Studie gilt die ethnische Struktur von Freundschaftswahlen als wichtiger Indikator sozialer Integration, ihre Bedeutung wird aber im Kontext anderer Verhaltensweisen – z.B. Besuch eigenethnischer Vereine, muttersprachiger Medienkonsum, religiöse Praktiken etc. – aufgezeigt. Ob Jugendliche im „ethnischen Ghetto“ leben oder „integriert“ sind, wird daher vor dem Hintergrund soziokultureller Milieus beschrieben.

Die Erklärung der Kontaktstrukturen ist aber auch hier ein wichtiger Aspekt der Integrationsanalysen: Bringt ein höherer Bildungsweg offenere Kontakte mit sich? Welche Rolle spielen andere Einflüsse, wie strukturelle Opportunitäten oder das Milieu des Elternhauses?

Wertintegration vor dem Hintergrund von Tradition und Religion

In den älteren amerikanischen Migrationstheorien wurde ein tiefer Kulturkonflikt zwischen den „modernen“ Einwanderungsgesellschaften und den „traditionellen“ (feudalen oder in Clans organisierten) Herkunftsgesellschaften gesehen, der die Ursache vielfältiger Spannungen sei. Der Fremde, der nur die minimalen kulturellen Standards übernimmt, ohne sich gänzlich anzupassen, ist jemand, der „zwischen den Welten“ und am Rande beider Gesellschaften lebt (Park 1928; ähnlich aber auch in der aktuellen Literatur). Aus dieser Sicht ist die gänzliche Absorption, also Assimilation auch im Sinne emotionaler Identifikation, für den Betroffenen ein notwendiger Schritt, um die inneren Dissonanzen zu bewältigen. Eine solche scharfe Grenzziehung zwischen den Kulturen, zwischen Traditionsbindung und moderner Lebensführung, steht heute aber zur Debatte.

Die kulturellen Folgen der Globalisierung – Informations- und kultureller Austausch – werden unterschiedlich bis widersprüchlich gesehen. So ist einerseits Hybridität zu einem Paradigma geworden, um den permanenten kulturellen Austausch in der globalen Gesellschaft zu verdeutlichen („Melange“ als grundlegendes Kulturmuster; vgl. Faist 2000); nationale Kulturen verändern sich und werden ebenso hybrid wie die Persönlichkeitsstrukturen (vgl. Werbner und Modood 1997), denen auch nicht zwingend pathologische Züge zugeschrieben werden können. Die Modernisierung macht die Grenzen zwischen den national geprägten Kulturen fließend und setzt auch in den früher noch als traditional beschriebenen Teilen der Welt die Funktionsweisen einer modernen (industrialisierten und kapitalistischen) Gesellschaft durch. Diese bedürfe keiner ideologischen Programmatik oder Wertebindung mehr, da das Spiel der anonymen Systeme bzw. Märkte herrscht, in dem die Einzelnen nur als Träger ihrer individuellen Leistungen zur Kenntnis genommen werden – mit dem Bild des Schmelztiegels beschreibt dies bereits Park, mit dem Begriff der Individualisierung umreißt es Beck; am radikalsten bringt es sicherlich Luhmanns Systemtheorie auf den Punkt, wonach Werte unter der Dominanz der spezifischen „Codes“ der Systeme (wie Geld, Profit und Konkurrenz auf den ökonomischen Märkten) belanglos werden.

Das Bild einer gänzlich individualisierten Moderne, die alle starken Gruppenbindungen auflöst – seien es ethnische, familiäre bis hin zu nationalen Bindungen – prägte bereits das Gesellschaftsbild der frühen amerikanischen Migrationsforschung. Nationale Symbole, Vorstellungen typischer nationaler Lebensstile und Mentalitäten, sind aus den Köpfen der meisten Menschen in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften aber nicht verschwunden. Die Rückkehr der Kategorien Nation und Ethnizität in Politik, Öffentlichkeit und Wissenschaft wird als Zeichen oder Folge von Globalisierung betrachtet; Ethnizität werde

auch künftig, entgegen den modernisierungstheoretischen Prognosen, ihren Stellenwert behalten und ihn sogar verstärken (vgl. Nassehi 1990; Dörre 1997). Auch Parks empathische Beschreibung der amerikanischen Gesellschaft als anonym funktionierendes, komplexes arbeitsteiliges Gefüge, das keine Rücksicht auf partikuläre Bindungen nimmt, kam nicht ohne die Idee eines solidaritätsstiftenden Gemeinschaftsgefühls aus; der amerikanische Patriotismus, die Identifikation mit dem „American way of life“, erfüllt nach Park die Funktion, die multikulturelle Gesellschaft zusammenzuhalten (vgl. Park 1950: 311).

Das Leben in der modernen Welt ist von einer universalen Kultur charakterisiert, die sich nur noch an abstrakten Prinzipien wie Liberalität, Individualismus und Demokratie orientiert. Auf der anderen Seite aber sind die Nationalstaaten, trotz territorialer Entgrenzung und Kontrollverluste, die dominierende Organisationsstruktur geblieben, so dass auch die spezifischen Traditionen und kulturellen Eigenheiten der Nationen lebendig bleiben; man begegnet ihnen in den Alltagskulturen ebenso wie in den Bildungsinstitutionen. Woraus sich nach Esser (2001, 2004) für MigrantInnen eben doch die Notwendigkeit einer Anpassung an die nationalen kulturellen Standards ergibt.

Welche Werte sind nun letztlich entscheidend, wo liegt die Grenze zwischen der für Integration erforderlichen normativen Anpassung und Assimilationsdruck im negativen Sinn? Die Forderung „Ihr müsst so werden wie wir!“ seitens der Mehrheit und die Verteidigung der Herkunftsidentität seitens der Minderheit, stellen sich oft als unüberbrückbare kulturelle Differenzen dar.

Trotz divergierender gesamtgesellschaftlicher Diagnosen in den Sozialwissenschaften wird aber den Werten Toleranz, Individualismus und Demokratie übereinstimmend der höchste Rang zugesprochen. Die Frage des Kulturkonflikts kann sich sinnvollerweise nur auf diese Prinzipien richten; sie betrifft MigrantInnen aus nicht-demokratischen Ländern, mit feudalen und patriarchalischen Herrschaftsstrukturen, und wird heute vor allem mit den muslimischen MigrantInnen in Verbindung gebracht. Die Gewohnheiten einer säkularen Gesellschaft, wie die Einschränkung der Religion auf die private Sphäre, Individualisierung der religiösen Praxis bis hin zur Gleichstellung der Geschlechter, definieren eine Zone von Wertedifferenzen.

Fasst man also Werte doch enger, nicht nur als abstrakte, das Funktionieren der Märkte sichernde Prinzipien, so stößt man auf Vorstellungen des Erlaubten und Wünschenswerten, die den Basiskonsens einer Gesellschaft repräsentieren. Damit rücken nicht nur die Grundlagen des säkularen Rechtsstaats in den Mittelpunkt, sondern auch Normen, die in die private Lebenswelt Eingang finden, wie Vorstellungen über die Autoritätsverhältnisse in der Familie, über Geschlechtsrollen, über das Ausmaß individueller Freiräume und religiöser Differenzen. Diese Normen werden hier als „civic identity“ zusammengefasst, die in

dieser Untersuchung die Dimension der Wertintegration repräsentiert. Welche Auswirkungen ethnische Traditionsbindung und Religion auf die civic identity haben, steht daher im Mittelpunkt der Analysen zur Wertintegration.

1.3 Identifikation und emotionale Zugehörigkeit – die „Endstation“ des Integrationsverlaufs?

Die Migrationsforschung zeichnete seit jeher unterschiedliche Bilder der Generationen im Anpassungsprozess; sie haben unterschiedliche Probleme zu bewältigen, die ihre psychische Situation und Identität prägen. Während die erste Generation von der geforderten Neuanpassung des Lebens stark belastet ist, ihre kulturellen Gewohnheiten aber in der neuen Umwelt meist beibehält – weil die verinnerlichten Normen und Verhaltensweisen nur schwer abgelegt werden können, aber auch Sicherheit in belastenden Situationen geben –, ist die psychische Situation der zweiten Generation von Zwiespalt gekennzeichnet: Sie erfährt eine doppelte Sozialisation, einerseits durch die normativen Orientierungen der Eltern, andererseits durch die Einflüsse der neuen Umwelt, durch Schule, Massenmedien, Kontakte etc. (vgl. Schrader, Nikles und Griese 1979; Nauck 1985). Stehen diese Einflüsse in starkem Widerspruch zueinander, dann erzeugen sie Ambivalenz oder Distanz gegenüber beiden Kulturen. Wird dieser Konflikt widerstreitender Orientierungen nicht durch die Präferenz für eine der beiden Kulturen gelöst, entsteht daraus ein dauerhafter Zustand innerer Orientierungs- und Heimatlosigkeit. Park beschrieb ihn im Extrem als Marginalisierung (nach Stonequist's marginal man) und gab dieser „kulturellen Randständigkeit“ ausschließlich negative Attribute (Park 1928; 1950: 27). Erst die dritte Generation wäre dem Kulturkonflikt in dieser Form nicht mehr ausgesetzt; ihr sei es daher möglich, die ethnischen und nationalen Besonderheiten der Herkunft hinter sich zu lassen – sie könne sich „assimilieren“.

Trotz der vielen kritischen Stellungnahmen, etwa zur Annahme eines unilinearen Assimilationsprozesses, zur Notwendigkeit kultureller Homogenität im Nationalstaat und eindeutiger kultureller Präferenzen aller seiner Mitglieder, blieb aber interessanterweise das Konzept der Marginalisierung bis heute in Theorien, Typologien und Forschungen lebendig. Die These, dass die Migration eine lang andauernde psychische Desorientierung hervorruft, wird zwar inzwischen abgeschwächt, indem z.B. auf transnationale Erfahrungen, auf doppelte Identität und Mehrfachintegration, oder überhaupt auf die zunehmend hybrid werdenden nationalen Kulturen verwiesen wird, dennoch gilt die in der Theorie aufgeworfene Thematik des Aufwachsens im Spannungsfeld kultureller Einflüsse als zentraler Aspekt der Identitätsformung der zweiten Generation. Das Bild

eines Lebens „zwischen den Kulturen“ ist nach wie vor ein zentraler Blickpunkt, um Identität(en) erklären und Probleme der kollektiven Zugehörigkeit nachvollziehen zu können.

Während Marginalität ursprünglich als Gegenpol zur Assimilation, nämlich als nicht vollendete, nur oberflächliche Anpassung erscheint, wird sie in späteren Darstellungen neben andere mögliche Integrationspfade gestellt; der Rückzug in die eigene Herkunftsgruppe (Separation bzw. Segmentation) ergänzt das Spektrum der problematischen, zumindest nicht gelungenen Integration. Die Art der empfundenen Zugehörigkeit – zur Aufnahmegesellschaft, zur Herkunftsgesellschaft oder zu keiner der beiden – wird aber auch stärker im Kontext anderer Faktoren gesehen, etwa in Kombination mit den gesellschaftlichen Bedingungen der sozioökonomischen Eingliederung oder mit der Struktur der sozialen Netzwerke (vgl. Berry 1990; Esser 2001). Gemeinsam ist den verschiedenen Erklärungsansätzen, dass Zugehörigkeit bzw. Identität als logischer Endpunkt von Integrationspfaden aufgefasst wird. Mit verschiedenen Mustern und möglichen Erklärungen von Identitätsformen befassen sich schließlich auch die Analysen in diesem Band.

Formen der Identifikation werden hier anhand verschiedener Indikatoren, wie Zukunftsperspektiven, Zufriedenheit oder Zugehörigkeitsgefühle untersucht. Im Mittelpunkt stehen die emotionalen Reaktionen: die Identifikation mit dem Einwanderungsland als Zuhause oder als fremdes Land, Zwiespalt und Unentschiedenheit – sowohl Österreich als auch dem Herkunftsland der Eltern gegenüber – und schließlich das Gefühl, in beiden Ländern gleichermaßen zu Hause zu sein. Es wird untersucht, in welchen Kontexten des Lebensumfelds die verschiedenen Identifikationen stehen und mit welchen normativen Orientierungen (z.B. Geschlechtsrollen, demokratische Normen) sie verknüpft sind.

Das Gefühl, im Aufnahmeland zu Hause zu sein, kann sicherlich als „identifikative“ Integration (im Sinne Essers) betrachtet werden. Ob dies aber auch ein logischer Endpunkt eines spezifischen Integrationspfades ist, wie dies Esser (2001, 2004) in seinen Annahmen über das Zusammenwirken der strukturellen und sozialen Integration darlegt, soll anhand eines Pfadmodells untersucht werden.

Ausgangspunkt der Überlegungen Essers ist eine Typologie von Integrationspfaden: sie trennt deutlich zwischen ethnischem Rückzug (Separation, Ghetto) und Marginalität auf der problematischen Seite, und der assimilativen Integration, also weitgehender kultureller Anpassung, und der Doppelidentität auf der positiven Seite. Der Typologie liegt eine Vorstellung über kausale Verläufe zugrunde (sie kann auf den Generationsverlauf ebenso angewandt werden wie auf den individuellen Verlauf). Der Anpassungsprozess vollzieht sich stufenweise und folgt einer gewissen Eigendynamik: Aus der sozialstrukturellen Ein-

gliederung durch die Bildungs- und Berufslaufbahn ergeben sich die Gelegenheiten für interethnische Kontakte (Freundschaften, Heirat); beide Sphären, Beruf und soziale Kontakte, verändern aber auch den Lebensalltag in der Weise, dass die Dominanz der eigenethnischen Kultur in den Hintergrund tritt. Aus der gelungenen strukturellen und sozialen Integration würde sich daher die emotionale Zugehörigkeit zur Gesellschaft und ihrer Kultur „von selbst“ einstellen. Die Identifikation mit dem Aufnahmeland ist somit nicht nur letzter, sondern auch logischer Schritt eines sich selbst verstärkenden Prozesses (Esser 2001: 21). Dennoch kann auf jeder dieser Stufen der Prozess auch zu einem Ende kommen, doch wird dies nur unter spezifischen Bedingungen der Fall sein. Da der Erfolg auf den Märkten der Gesellschaft, besonders am Arbeitsmarkt, ohne ein bestimmtes Maß an Kuration, d.h. Anpassung an kulturelle Standards, nicht möglich ist, führt der „normale“ Verlauf von selbst zur sozialen und assimilativen Anpassung.

Von den Voraussetzungen des Modells weicht allerdings die Realität der damaligen „Gastarbeiter-Migration“ ab: Es wurden überwiegend Arbeitskräfte mit geringen beruflichen Qualifikationen ins Land geholt und der Zugang zum primären Arbeitsmarkt durch gesetzliche Regelungen zum Schutz der heimischen Arbeitskräfte erschwert. Zu dieser Festlegung auf den sekundären Arbeitsmarkt traten räumliche und soziale Barrieren, so dass in der ersten Generation der ethnische Rückzug das häufig zu beobachtende Ende des Pfades war. In den hier vorgenommenen Analysen ist die soziale Lage der Eltern der Jugendlichen daher der Ausgangspunkt des Weges und die Akkulturation der Eltern selbst ein wichtiger Teil in der kausalen Wirkungskette. Können die verschiedenen Identifikationen, vor allem „assimilative“ Identifikation und „Marginalität“, die in der Diskussion über die zweite Generation eine so dominierende Rolle spielen, aus den zentralen Elementen der Theorie Essers erklärt werden?

Überblickt man auch nur annäherungsweise das Feld der empirischen Untersuchungen, so tritt natürlich eine Vielzahl von intervenierenden Einflüssen zutage. Faktoren wie die nationale Herkunft selbst, soziale und ökonomische Barrieren, objektive Diskriminierung und Diskriminierungswahrnehmungen, die Ressourcen der Familie und schließlich die Generationenbeziehungen selbst führen in der Realität zu unterschiedlichen Integrationsverläufen in der zweiten Generation (vgl. Nauck 2004; Portes und Rumbaut 2001). Soweit dies möglich ist, werden hier einige solche wichtige intervenierende Einflussfaktoren in den Kausalanalysen berücksichtigt, wie Diskriminierungserfahrungen oder auch strukturelle Bedingungen (Opportunitäten). In erster Linie sollen jedoch die theoretischen Kernannahmen des Sequenzmodells (nach Esser) an den Daten geprüft werden.

Gegen dieses Modell, in dem der Integrationsweg erst in der Identifikation mit dem Einwanderungsland sein „gutes“ Ende findet, werden viele Einwände vorgebracht. Sie richten sich gegen die sozialen wie auch kulturellen Kriterien, denen eine Schlüsselrolle zugeschrieben wird: Genügt nicht der soziale Aufstieg, oder dass die Betroffenen eine für sie subjektiv zufrieden stellende Position erreicht haben, um von positiver Integration zu sprechen? Ist die nationale Identifikation mit dem Einwanderungsland noch wichtig, wenn jemand die Werte von Demokratie und Toleranz teilt? Vor allem Fragen über die Bedeutung subjektiver Bindungen an die Herkunftskultur sind in den Mittelpunkt der Debatten gerückt: Ist Bikulturalität nicht längst schon die „normale“ Reaktion? Ist das Gefühl des Lebens zwischen den Kulturen heute noch als problematisch interpretierbar? Die vorliegenden Analysen sollen auf diese Debatte ein Licht werfen, indem untersucht wird, mit welchen Wert- und Lebensmustern die verschiedenen kollektiven Identitäten verknüpft sind.

1.4 Stichprobe und Methode

Definition der „zweiten Generation“ und Stichprobe

Als zweite Generation werden generell die Nachkommen von EinwanderInnen bezeichnet; sie sind entweder bereits im Land geboren oder, meist im Zuge der Familienzusammenführung, nachgekommen. Sind die Kinder vor dem schulpflichtigen Alter eingewandert, dann werden sie, so wie die schon hier geborenen, zur zweiten Generation gezählt. Nur auf diese Gruppe bezieht sich die vorliegende Stichprobe. Kinder, die während der Schul- bzw. Ausbildungszeit einwandern, sind dagegen in dieser Untersuchung nicht einbezogen. Sie werden in der Forschungsliteratur als eigene Gruppe, mit spezifischen Problemen einer unterbrochenen Sozialisation (Schule, Bezugspersonen, sprachliche Sozialisation) betrachtet, was in Bezeichnungen wie „1,5“ Generation oder „in-between“ auch recht bildhaft ausgedrückt wird.

In der vorliegenden Untersuchung werden Jugendliche somit als zweite Generation definiert, wenn sie als Kinder ausländischer Eltern entweder bereits in Österreich geboren sind oder bis zum Alter von vier Jahren nach Österreich kamen. Sie haben daher von Beginn an die österreichischen Bildungsinstitutionen durchlaufen. Eine Bedingung ist, dass die Eltern selbst im Ausland geboren sind, unabhängig davon, ob sie inzwischen die österreichische Staatsbürgerschaft besitzen oder nicht. Die Jugendlichen dieser Stichprobe sind zwischen 16 und 26 Jahre alt.

Für die statistische Erfassung dieser Gruppe ist die Definition allerdings wenig hilfreich. Konkrete Zahlenangaben über die zweite Generation in Österreich sind nicht möglich, da über die Herkunftsländer der Kinder eingebürgerter MigrantInnen keine amtlichen Statistiken geführt werden. Da die Staatsbürgerschaft das zentrale Erfassungskriterium ist, treten folgende Probleme auf: die Eltern können in Österreich bereits eingebürgert worden sein; auch die Jugendlichen können österreichische StaatsbürgerInnen sein; sie können aber auch – und nur dann sind sie statistisch erfasst – eine nicht-österreichische Staatsbürgerschaft haben. Aus diesem Grunde liegen nur Schätzungen über die Zahlen der Jugendlichen „mit Migrationshintergrund“ vor: Zieht man auf Basis der Volkszählung 2001 die Merkmale „in Österreich geboren“, die Staatsbürgerschaft (österreichische vs. nicht-österreichische) und die gesprochene Sprache (Deutsch und Herkunftssprache vs. ausschließlich Herkunftssprache) heran, ergeben sich nach Herzog-Punzenberger (2006) folgende Zahlen: 86.823 Angehörige der zweiten Generation sind ex-jugoslawischer Herkunft und 64.368 türkischer Herkunft. Da unter die Kategorie „andere Herkunft“ auch Personen aus der EU, z.B. Deutschland, subsumiert werden, kann diese Gruppe nicht geschätzt werden.

Da also kein amtliches Adressenmaterial vorhanden ist, lag der Stichprobenziehung ein aufwändiges Procedere zugrunde. Das damit beauftragte Institut (Institut für empirische Sozialforschung) erstellte die Stichprobe, indem rund sechs Monate vor der Erhebung bei großen repräsentativen Befragungen die entsprechenden Fragen zur Herkunft bzw. Eingrenzung der zweiten Generation gestellt wurden. All jene Personen, auf die der Zielstatus zutraf, wurden um die Einwilligung für ein mündliches Interview gebeten. Eine Bedingung war, dass keine/r der beiden Elternteile gebürtige/r Österreicher/in ist; binationale Eltern in der Stichprobe bedeuten daher, dass die Elternteile aus unterschiedlichen Ländern stammen, keine/r jedoch aus Österreich. Auch Eltern bzw. Elternteile aus den alten EU-Ländern (z.B. Deutsche, die einen großen AusländerInnenanteil in Österreich darstellen) galten nicht als „AusländerInnen“, wohl aber Personen aus den neuen EU-Mitgliedstaaten.

Über dieses Screening wurde der Großteil der angestrebten Stichprobe erstellt, die Ausschöpfung betrug rund 60 %; dies ist als durchaus hoch zu bewerten, wohl deshalb, weil es sich um ein Thema handelte, das die Betroffenen interessierte. Aus Zeitgründen musste der Rest der Stichprobe im Anschluss daran mittels Quotenvorgaben rekrutiert werden (die Daten sind nicht gewichtet, da ja kein Zugang zu amtlichen Gewichtungsgrundlagen für diese Zielgruppe besteht).

Die Untersuchung beruht auf insgesamt 1000 mündlichen face to face Interviews mit Angehörigen der zweiten Generation. Rund die Hälfte der Jugend-